

*Ansprache des Präsidenten
zum 50-jährigen Jubiläum des MPI für Immunbiologie und Epigenetik
Freiburg, 2. Dezember 2011*

Sehr geehrte Frau Ministerialdirektorin Schwanitz,
Herr Oberbürgermeister Salomon,
Herr Rektor Schiewer,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine Damen und Herren,

Wissenschaft gestaltet die Zukunft, aber Zukunft braucht Herkunft. Das weiß man am Max-Planck-Institut in Freiburg, und das wissen auch wir bei der Max-Planck-Gesellschaft.

Gerade in diesem Jahr ist dieses Moment – die Zukunft, die Herkunft braucht – für uns ganz besonders zentral. Denn das Jahr 2011 ist geprägt von einer Reihe einzigartiger Jubiläen. Im Januar feierten wir in Berlin das 100jährige Bestehen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, der Vorgängerorganisation der Max-Planck-Gesellschaft. Im Sommer folgte der 50. Geburtstag des Max-Planck-Instituts für Ornithologie in Seewiesen, vor wenigen Wochen der 100. Geburtstag des Fritz-Haber-Instituts in Berlin und heute: der 50. Geburtstag des Max-Planck-Instituts für Immunbiologie und Epigenetik in Freiburg.

Wie die anderen Jubilare verkörpert auch das Max-Planck-Institut für Immunbiologie und Epigenetik im Konkreten, wofür die Max-Planck-Gesellschaft im Ganzen steht: neue Themen setzen und etablieren, stetig grundlegende Erkenntnisse gewinnen. So hat das Max-Planck-Institut für Immunbiologie und Epigenetik wesentlich dazu beigetragen, dass sich unser Wissen über das Immunsystem von Mensch und Natur kontinuierlich erweitert hat – und das über 50 Jahre hinweg. Herzlichen Dank an alle, die dazu beigetragen haben!

Die heutige Jubiläumsfeier im Jahr des Centenniums der MPG/KWG bietet eine wunderbare Gelegenheit, die zweite Hälfte unserer Geschichte, also die vergangenen 50 Jahre, noch einmal stärker in den Blick zu nehmen. Eingebettet im deutschen wie internationalen Wissenschaftssystem waren es wie für das Institut auch für die Max-Planck-Gesellschaft erfolgreiche Jahre. Gemessen an den 1 Prozent der weltweit höchstzitierten Publikationen steht die Max-Planck-Gesellschaft heute nach Harvard an Position 2. Die Max-Planck-Gesellschaft hat bislang 17 Nobelpreisträger in ihren Reihen gehabt. Nimmt man die Vorgängerorganisation KWG hinzu, sind es 32.

Wie Sie vielleicht wissen, war es auf der 100-Jahr-Feier der Berliner Universität, der heutigen Humboldt-Universität, als Kaiser Wilhelm II. den Aufbau der neuen wissenschaftlichen Gesellschaft zum ersten Mal verkündete.

Manche sehen heute eine gewisse Taktlosigkeit darin, dass der Kaiser ausgerechnet an einer Universität die künftige Konkurrenz ankündigte. Aber ebenso wenig wie die Kaiser-Wilhelm-Institute damals sehen wir uns heute als Rivalen der Universitäten. Allerdings hält sich die Vorstellung von Rivalität doch recht hartnäckig, mitunter heißt es gar, der eine wolle auf Kosten des anderen leben.

Vor wenigen Wochen fielen hier in Freiburg, genauer gesagt am Institute for Advanced Studies der Universität Freiburg, entsprechend markige Worte. Peter Strohschneider, der ehemalige Vorsitzende des Wissenschaftsrats, forderte den Bund auf, dafür zu sorgen, die „elende Asymmetrie“ zwischen Landesuniversitäten und Bundesforschungseinrichtungen, wie der Max-Planck-Gesellschaft oder der Fraunhofer-Gesellschaft, zu beenden.

Wenn wir mal außer Acht lassen, dass weder die Fraunhofer noch die Max-Planck-Gesellschaft Bundesforschungseinrichtungen sind, sondern beide auch von den Ländern jeweils hälftig finanziert werden, so gebe ich Herrn Strohschneider in einem Punkt natürlich völlig Recht: Forschungsorganisationen und Universitäten müssen angemessen ausgestattet sein. Nur so können sie ihre jeweilige Aufgabe gut erfüllen. Und beide Partner werden zurzeit gut finanziert: Trotz Finanz- und Eurokrise erhalten die Forschungsorganisationen mit dem Pakt für Forschung und Innovation einen garantierten Aufwuchs von 5% noch für die kommenden 4 Jahre. Dafür sind wir den Zuwendungsgebern sehr dankbar!

Ebenso werden die Universitäten zusätzlich gefördert - über den Hochschulpakt sowie leistungsabhängig über die Exzellenzinitiative. Gerade hier in Baden-Württemberg sieht man, dass Spitzenunis keine Bundesunis sein müssen. Bekanntlich finden sich hier die meisten Exzellenzuniversitäten Deutschlands, eine davon ist Freiburg. Es kommt nicht darauf an, wer der Finanzier ist, sondern dass Spitzenleistung besondere Förderung erfährt. Und Sie sehen, es lohnt sich gerade für ein Bundesland, seine Universitäten angemessen zu finanzieren. Herr Schatz wird darüber sprechen, was die europäische Wissenschaft braucht. Ich glaube nicht, dass man zwischen den Bedürfnissen der deutschen und der europäischen Wissenschaft groß unterscheiden kann.

Für Deutschland würde ich sagen, der durch die Exzellenzinitiative ausgelöste Wettbewerb hat uns gut getan, und ähnliches gilt wohl für die Exzellenzorientierung mit dem European Research Council auf europäischer Ebene. Aber ich bin gespannt auf Ihre Ausführungen, Herr Schatz!

Einen wichtigen Beitrag zur angemessenen Grundausstattung der Universitäten könnten auch Studiengebühren und eine erhöhte DFG-Unkostenpauschale leisten. Beides sind politische Entscheidungen. Dass diese beiden Instrumente für die Wissenschaft effizient sind, dafür lassen sich weltweit gute Beispiele finden. Und natürlich gibt es Mittel aus dem European Research Council! Im Interesse der qualitätsorientierten Förderung sollte dieser Topf im Rahmenprogramm deutlich erhöht werden. Die Aussage einer grundsätzlichen Asymmetrie in der deutschen Wissenschaftslandschaft impliziert zudem, außeruniversitäre Forschung sei eine deutsche Besonderheit. Schaut man sich die anderen OECD-Staaten an, trifft das allerdings nicht zu:

Die Mehrzahl der OECD-Länder investiert einen vergleichbar hohen Anteil jeweils in Universitäten als auch in außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. Egal ob USA, Frankreich oder Deutschland, alle diese Länder setzen in punkto Wissenschaft und Forschung auf beide - sowohl Hochschulen als auch außeruniversitäre Forschungseinrichtungen.

Der OECD-Vergleich macht außerdem deutlich, dass Deutschland nicht ausschert, was die Höhe seiner Ausgaben für die Forschungseinrichtungen angeht. Im Gegenteil, Länder wie Frankreich, die USA oder China investieren sogar mehr in ihre außeruniversitären Forschungsorganisationen. Im Unterschied aber beispielsweise zum sehr heterogenen US-amerikanischen System ist in Deutschland die außeruniversitäre Forschung klar strukturiert. Hierzulande haben wir auf der einen Seite mit der Fraunhofer-Gesellschaft eine klar auf Anwendung ausgerichtete Organisation, die Helmholtz-Gemeinschaft hat programmorientierte Großforschung zu betreiben. Während die Max-Planck-Gesellschaft entsprechend ihrer Mission Grundlagenforschung auf höchstem wissenschaftlichen Niveau betreibt. Aufgrund dieser Komplementaritäten erstaunt es nicht, dass es gute und enge Kooperationen gerade zwischen Max Planck und Fraunhofer gibt. Zudem würde eine Einrichtung wie die MPG mit über 5000 Doktoranden in den USA vermutlich einfach als eine Graduiertenuniversität à la *Rockefeller University* firmieren. Übrigens hätten wir in Deutschland dann auch eine Universität in den TOP 10 der internationalen Ratings!

Diese Stellung in der internationalen Community beruht auf den konstituierenden Prinzipien der Max-Planck-Gesellschaft, und diese Prinzipien lassen sich deshalb nahezu idealtypisch mit dem Institut für Immunbiologie und Epigenetik erklären. Wie auch in Freiburg betreiben wir mittelgroße Institute, die autonom und mit der bestmöglichen Ausstattung die Forschung vorantreiben. Die Direktoren dieses Instituts sind wie ihre Kollegen an anderen Max-Planck-Instituten nach dem sogenannten Harnack-Prinzip berufen. Das heißt, für diese verantwortungsvolle Aufgabe rekrutieren wir nur die besten und kreativsten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf ihren Gebieten. Sie bringen die Voraussetzung mit, um unabhängig von den Erfordernissen der Lehre neue vielversprechende Forschungsgebiete zu erschließen. Und natürlich gehört es auch zu unseren Prinzipien, die Innovationen zu fördern, die aus unserer Forschung entstehen und auch für die Anwendung relevant sind. Ich will Herrn Eichmann nicht vorgreifen, der die Geschichte des Instituts ausführlich beleuchten wird. Aber das Institut lebt entsprechend unserer Prinzipien. Und natürlich wurden und werden unsere Prinzipien vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte wirksam.

In den Gründungsjahren des MPI für Immunbiologie ist Westdeutschland geprägt vom Wirtschaftswunder. Es herrscht Vollbeschäftigung, die Menschen erleben einen nie gekannten Wohlstand. Pro Jahr werden fast 2 Millionen Autos produziert, 2 Millionen Fernsehgeräte, 4 Millionen Rundfunkgeräte, 3 Millionen Fotoapparate und 100 Millionen Paar Schuhe.

Institutionen entstehen: ein zweites Fernsehprogramm geht auf Sendung, die erste Saison der deutschen Fußball-Bundesliga wird angepfiffen, James Bond setzt an zum Sprung auf die Kinoleinwand. Auf Platz eins der Hitparade steht 1961 Nana Mouskouri mit „Weiße Rosen aus Athen“ – wie beneidenswert: Heute kommen nur mehr rote Zahlen aus Athen...

1961 ist aber auch das Jahr, in dem Contergan vom Markt genommen werden muss, es ist das Jahr des Mauerbaus und des ungehemmten Wettrüstens der beiden Großmächte USA und Sowjetunion.

Ein Jahr darauf, 1962, bringt die Kuba-Krise die Welt an den Rand eines Atomkriegs. Insgesamt sind die 60er Jahre von Aufbruchsstimmung und Fortschrittseuphorie geprägt. Und von der Hoffnung, dass die Wissenschaft auch die Probleme der Menschheit in kurzer Zeit bewältigen könnte. Dazu kam in Deutschland die Einsicht, dass das Land durch die Verfolgung jüdischer und anderweitig diffamierter Forscher zwischen 1933 und 45 einen großen Teil seiner wissenschaftlichen Elite verloren hatte. Mit aller Kraft versuchte man, den wissenschaftlichen Rückstand gegenüber anderen Nationen aufzuholen.

Aus dem Wirtschaftswunder erwuchs in der Folge ein Bildungs- und Wissenschaftswunder. Zwischen 1960 und 1975 wurden in Deutschland 22 neue Universitäten sowie 45 Fachhochschulen gegründet. Auch die Max-Planck-Gesellschaft profitierte von Investitionen in die Forschung. Unser Budget hat sich zwischen 1961 und 1971 mehr als vervierfacht: von 111 Millionen auf knapp eine halbe Milliarde Mark. Damit fand auch in der Max-Planck-Gesellschaft ein wahrer Gründungsboom statt: In den 60er Jahren wuchs die Zahl der Institute und Forschungsstellen von 41 auf 55.

Mit Ausnahme des 1960 gegründeten Max-Planck-Instituts für Plasmaphysik entsprachen alle Gründungen dem Modell mittelgroßer autonomer Forschungseinheiten: Groß genug, um national wie international Bedeutung und Sichtbarkeit zu erlangen; klein und flexibel genug, um eine unkomplizierte Zusammenarbeit zwischen den Wissenschaftlern zu ermöglichen und so auch die Erforschung interdisziplinärer Themen zu fördern. Und schließlich: mit der Möglichkeit versehen, über Themen und Methoden frei zu entscheiden, Mitarbeiter und Ausstattung nach den Bedürfnissen der Forschung zu wählen.

Nach Untersuchungen der amerikanischen Wissenschaftssoziologen Rogers und Ellen Jane Hollingsworth haben sich genau diese Bedingungen in den vergangenen Jahrzehnten als besonders erfolgreich erwiesen. Als Beispiel dafür nennen die beiden Forscher neben der Rockefeller University in New York und dem Salk Institute in San Diego auch Max-Planck-Institute. Doch Institute bilden nur den Rahmen, es kommt auf die Köpfe an. Der Forschungsboom in den 60er Jahren zeigte hier die Grenzen des Wachstums auf. Der damalige Max-Planck-Präsident Adolf Butenandt legte in seiner Rede auf der Festversammlung 1961 die Problematik dar – ich zitiere:

„Es genügt nicht, eine Aufgabe zu sehen und die für ihre Bewältigung erforderlichen Gelder zu haben, wenn der geeignete befähigte Mensch dazu fehlt. Wir dürfen nicht aufgreifen und sollten nicht fortsetzen, was nicht wirklich Befähigten anvertraut werden kann.“

Damit betonte Butenandt eines der zentralen Prinzipien der Max-Planck-Gesellschaft, das nach dem ersten Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Adolf von Harnack, benannt ist. Es besagt, dass nur die besten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihres Faches Direktoren an den Max-Planck-Instituten werden können. Es gibt bei uns niemals Berufungslisten mit mehreren Kandidaten, sondern nur die eine ideale Besetzung. Wenn wir sie nicht verwirklichen können, müssen wir überlegen, ob wir die Stelle thematisch anders ausrichten, dann wird das Feld potenzieller Kandidaten neu gesichtet. Oder im Notfall müssen wir die Stelle oder sogar ein ganzes Institut schließen. Umgekehrt haben wir auch gelegentlich den Fall, dass uns eine Wissenschaftlerin oder ein Wissenschaftler ins Auge fällt, den wir gerne gewinnen würden. Dann versuchen wir, für sie oder ihn ein geeignetes Umfeld an einem unserer Institute zu finden oder zu schaffen.

So wäre auch die Gründung des Max-Planck-Instituts für Immunbiologie undenkbar gewesen ohne Otto Westphal. Westphal war Leiter des Dr. Wander-Instituts, des firmeneigenen Forschungsinstituts der Schweizer Wander AG, einer pharmazeutisch-diätisch ausgerichteten Firma. Die Max-Planck-Gesellschaft hatte schon einmal versucht, den renommierten Immunbiologen für sich zu gewinnen.

Präsident Butenandt wollte ihn Ende der 50er Jahre zum Direktor der medizinischen Forschungsanstalt in Göttingen berufen, aus der später das Max-Planck-Institut für experimentelle Medizin hervorging. Aber Westphal lehnte ab, er blieb lieber in Freiburg. Insofern war es ein doppelter Glücksfall, dass die Wander AG einige Jahre später sein Forschungsinstitut an die Max-Planck-Gesellschaft abtrat. Denn damit konnten wir nicht nur ein wichtiges Gebiet in unser wissenschaftliches Portfolio aufnehmen, sondern vor allem den herausragenden Wissenschaftler als Max-Planck-Direktor gewinnen. Westphal hatte Anfang der 60er Jahre noch die Stellung, die Direktoren nach der ursprünglichen Form des Harnack-Prinzips einnahmen: Er stand im Zentrum des Instituts, alle anderen Wissenschaftler waren ihm untergeordnet. Die 68er-Bewegung stellte die bisherigen Autoritäten infrage, das betraf auch die absolute Stellung der Max-Planck-Direktoren. In der Folge relativierte die Max-Planck-Gesellschaft das Harnack-Prinzip.

Das Max-Planck-Institut für Immunbiologie wurde beispielsweise ab Anfang der 70er Jahre von mehreren Direktoren kollegial geführt. Eine weitere Satzungsänderung legte 1972 fest, den Direktoren die Leitung ihrer Abteilung nur mehr befristet zu übertragen. Parallel dazu wurden an den Instituten Fachbeiräte eingesetzt, um alle zwei Jahre die Arbeit zu evaluieren und Empfehlungen zur weiteren Entwicklung zu geben. Darüber hinaus wurde das modifizierte Harnack-Prinzip auch auf jüngere Forscher ausgedehnt. Zentral blieb jedoch, nur herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu Direktoren an den Max-Planck-Instituten zu berufen.

Ein gutes Beispiel dafür ist Georges Köhler, der 1984 seine Arbeit hier am Institut in Freiburg aufnahm und noch im selben Jahr gemeinsam mit Cesar Milstein und Niels Jerne den Nobelpreis für Medizin verliehen bekam. Mit Köhler und seinem 1981 berufenen Kollegen Klaus Eichmann änderte sich auch die

Ausrichtung des Instituts: War es anfangs darum gegangen, die Immunbiologie als Fach überhaupt in Deutschland zu etablieren, rückten nun die noch neuen Gebiete der zellulären und molekularen Immunologie in den Mittelpunkt. Zehn Jahre später kam als weiterer Schwerpunkt die Entwicklungsbiologie hinzu. Damit verbunden sind die Namen Davor Solter und Rolf Kemler.

Nach dem verfrühten Tod von Georges Köhler wurde Thomas Boehm berufen und mit ihm die Entwicklung des Immunsystems als neuer Forschungsschwerpunkt etabliert. Die molekulare und zelluläre Immunologie wurde zur gleichen Zeit durch die Gründung einer Abteilung der Universität Freiburg am MPI unter Michael Reth und später durch Rudolf Grosschedl ausgebaut, der zudem die Verbindung zwischen Immunologie und Entwicklungsbiologie weiter verstärkte.

Aktuell setzt das Institut wieder einen neuen Meilenstein. Mit dem Thema Epigenetik etabliert sich hier gerade ein neuer Schwerpunkt auf einem hochspannenden Gebiet. Die Gruppen um Thomas Jenuwein und Asifa Akthar erforschen, wie sich Umwelteinflüsse auf die Erbinformation auswirken. Sie sehen, die Max-Planck-Gesellschaft setzt und etabliert nicht nur mit Institutsgründungen, sondern insbesondere mit Neuberufungen neue Themen. Diese Pionierfunktion ist eine der zentralen Ideen der Max-Planck-Gesellschaft, die schon bei der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1911 eine wichtige Rolle spielte. Wenn wir weltweit führende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler berufen, dann setzen wir auf deren Kreativität und Gestaltungskraft. Niemand außer diesen führenden Köpfen wird besser wissen, welche Forschungsfragen gerade die innovativsten und vielversprechendsten sind. Sie stehen im engen Kontakt mit den wichtigen Kollegen im In- und Ausland, kennen den neusten Forschungsstand und sind daher jederzeit in der Lage, ihre Forschung nach den aktuellsten Erkenntnissen und Methoden auszurichten.

Wir setzen Themen in der Max-Planck-Gesellschaft – wir geben sie aber auch wieder auf, beispielsweise, wenn sich ein Gebiet etabliert hat. Auch das unterscheidet uns von den Universitäten, ein Max-Planck-Institut atmet gewissermaßen, hängt ab vom Puls der Forschung. Denn grundsätzlich wird jede Abteilung eines Max-Planck-Instituts nach der Emeritierung eines Direktors geschlossen. Dann stellen sich grundlegende Fragen: Welche fachliche Ausrichtung ist vor dem Hintergrund des aktuellen Forschungsstands für das Institut die vielversprechendste?

Lässt sich dafür eine geeignete Wissenschaftlerin, ein geeigneter Wissenschaftler finden? Aber wir müssen uns auch die Frage stellen:

Wäre die Abteilung an einem anderen Institut mit einer anderen Thematik wertvoller? Diese Frage ist nicht neu. Sie rückte in den Fokus, als mit der Ölkrise 1973 die „fetten Jahre“ der frühen Bundesrepublik endgültig vorbei waren. Für den Haushalt der Max-Planck-Gesellschaft bedeutete das real Stagnation. Neue Forschungsthemen ließen sich nur mehr durch die Umschichtung vorhandener Mittel aufgreifen. Präsident Lüst musste damals insgesamt 20 Institute schließen, um einen Innovationsstau zu verhindern. Nur so konnte er den Anspruch der Max-Planck-Gesellschaft aufrechterhalten, an vorderster Front der Wissenschaft

zu arbeiten. Auch nach der Übernahme des Amtes durch Präsident Staab verbesserte sich die finanzielle Situation nicht. Eher im Gegenteil: Staatliche Gelder flossen immer mehr in zweckgebundene Projekte statt in die Grundlagenforschung – ein Trend, der teilweise immer noch anhält.

Seither muss die Max-Planck-Gesellschaft zunehmend ihre Arbeit gegenüber der Politik rechtfertigen, ja sogar verteidigen. Was war passiert? Am Geld allein konnte es ja nicht liegen. Ein Aspekt war sicher die wachsende Skepsis gegenüber Technik und Forschung. Die Fortschrittseuphorie der 60er Jahre begann schon in den 70er Jahren zu schwinden und war in den 80er Jahren geradezu in ihr Gegenteil verwandelt.

Die Stimmung war geprägt von der Angst vor einer umfassenden Umweltkrise in naher Zukunft: Symbolisch dafür steht die spezifisch deutsche Debatte um das Waldsterben. Man ging davon aus, dass der deutsche Wald in absehbarer Zeit komplett abstirbt und das hieß je nach Prognose in 5 bis 20 Jahren.

Ich bin heute mit dem Auto über den Schwarzwald gefahren und kann berichten: Der Wald steht noch!

Bis heute ist den Deutschen ein Unbehagen vor Neuerungen und die Angst vor möglichen Risiken geblieben. Und das trifft auch die Forschung. Wie eine Allensbach-Umfrage erst vor einigen Monaten gezeigt hat, möchten zwei Drittel der Befragten Forschungsrichtungen verbieten, wenn daraus gefährliche Ergebnisse hervorgehen können. Ein alarmierendes Ergebnis!

Denn es zeigt, dass ein großer Teil der Gesellschaft Nichtwissen dem Wissen vorzieht. Aber Erkenntnisse bleiben nicht einfach im Verborgenen. Wenn Otto Hahn und seine Kollegen die Kernspaltung nicht entdeckt hätten, wären andere Wissenschaftler dem Phänomen auf die Spur gekommen.

Wissen-Schaffen ist ein kontinuierlicher Prozess. Das größte Risiko ist, davor die Augen zu verschließen! Für die Grundlagenforschung ist diese Angst vor Neuerungen ein echter Hemmschuh. Schließlich ist es ja das Wesen der Grundlagenforschung, ins Unbekannte vorzustoßen, absolut Neues zu entdecken und zu generieren. Dazu kommt, dass es angesichts des schnellen Takts von Internet und Smartphone einen Trend gibt, Ergebnisse in immer kürzeren Zeiträumen zu erwarten. Auch bei der Forschung, die aber mit einem solchen Rhythmus nicht mithalten kann. Grundlagenforschung ist ja langfristig angelegt, strebt sie doch danach, grundlegende Erkenntnisse zu gewinnen. Das braucht Zeit, die darf nicht knapp werden. Denn die Erfahrung hat gezeigt, dass diese Erkenntnisse in den meisten Fällen langfristig sehr wertvoll werden. Sie bilden oft die Basis für ganz neue Produkte und Techniken. Sie alle wissen, ohne Albert Einstein kein GPS, aber auch für die Medizin ist unsere Grundlagenforschung zentral! Und dies zeigt sich auch hier am Institut.

Der einstige Direktor Georges Köhler und César Milstein haben mit den monoklonalen Antikörpern eine völlig neue Tür – zum Beispiel zur Behandlung von Krebs – aufgestoßen. Erst vor einigen Monaten ist aus dem Max-Planck-Institut für Immunbiologie und Epigenetik eine sogenannte Leitstruktur auslizenziiert worden, also der Ausgangsstoff für ein neues Medikament. Sie

basiert auf der Entdeckung von CDK9, einer speziellen Kinase, die an der Entwicklung verschiedener Krankheiten wie Virus-Infektionen, Tumorentstehung sowie Herzhypertrophie beteiligt sein kann. Diese Entdeckungen in die Anwendung zu führen, ist uns wichtig.

In Baden-Württemberg finden wir ein ideales Umfeld vor: sehr gute Universitäten, forschende Industrie. Es wundert also nicht, dass wir mit 12 Max-Planck-Einrichtungen, haushaltstechnisch betrachtet, hier deutlich überrepräsentiert sind – aber wir sind es gerne! Denn die baden-württembergische Staatsregierung unterstützt seit Jahren unsere Vorhaben im „Ländle“ verlässlich und mit großem Engagement. Wir freuen uns sehr, dass wir mit dem Max-Planck-Institut für Intelligente Systeme ganz aktuell ein wichtiges Vorhaben hier auf die Beine stellen können. Das Institut mit Standorten in Tübingen und Stuttgart wird auch von der neuen Regierung nach Kräften unterstützt. Gleiches gilt für den Ausbau des Max-Planck-Instituts für Ornithologie in Radolfzell.

Ganz herzlichen Dank an Ministerin Bauer, die Kolleginnen und Kollegen im Wissenschaftsministerium und damit heute an Sie, Frau Ministerialdirektorin Schwanitz!

Diese Förderung der Max-Planck-Institute in Baden-Württemberg wirkt sich aber auch positiv auf die Standorte insgesamt aus. Das Institut für Immunbiologie und Epigenetik ist ein sehr gutes Beispiel dafür. Der Lehrstuhl für Molekulare Immunologie, den die Uni Ende der 90er Jahre eingerichtet hat, ergänzt und stärkt die Arbeit des Instituts. Das Institut wiederum hat den Lehrstuhlinhaber, Michael Reth, zum Auswärtigen Wissenschaftlichen Mitglied berufen und bietet ihm Forschungsmöglichkeiten hier am Institut – eine echte Win-Win-Situation, wie man neudeutsch so schön sagt! Gleichzeitig sind alle Direktoren des Instituts außerplanmäßige Professoren an der Universität Freiburg.

Zum Status der Freiburger Uni als Eliteuniversität trägt das Institut im Exzellenzcluster BIOSSE bei, das steht für „Centre for biological signalling studies“. Außerdem fördert die Exzellenzinitiative hier die „Spemann Graduate School of Biology and Medicine“. Sie ist wiederum eng mit der International Max Planck Research School verknüpft, in der Uni und Institut seit 2007 gemeinsam Promotionen betreuen. An dieser Stelle herzlichen Dank an Rektor Schiewer für die gute Zusammenarbeit.

Die enge Kooperation in Freiburg ist keine Ausnahme. Sie ist auch allorts Prinzip.

Max-Planck-Institute kooperieren deutschlandweit mit Universitäten und anderen Forschungseinrichtungen, insbesondere mit den Kollegen von der Fraunhofer Gesellschaft. Sie forschen an gemeinsamen Projekten, beteiligen sich an der universitären Lehre und bilden Doktoranden aus. Übrigens noch ein Jubiläum:

Das Instrument „International Max Planck Research School“, das wir gemeinsam mit den Universitäten betreiben, wird dieses Jahr 10 Jahre alt. Diese enge Zusammenarbeit zwischen Max Planck und Universitäten hat sich in der Exzellenzinitiative ausgezahlt: Unsere Institute sind bei 70 Prozent der

erfolgreichen Cluster und 49 Prozent der erfolgreichen Graduiertenschulen beteiligt. Das heißt, Max-Planck-Institute nutzen den Universitäten bei ihrer Profilierung und die MPG trägt so dazu bei, Standorte sichtbarer zu machen.

Unsere Kooperationen begrenzen sich natürlich nicht auf Deutschland. Sie brauchen sich nur das Programm des morgigen Symposiums anzuschauen:

Wissenschaftler aus den wichtigsten Forschungszentren weltweit sind zu Gast. Aber natürlich nicht nur an diesem Jubiläums-Wochenende, sondern man arbeitet seit Jahren eng zusammen.

Diese weltweiten Kooperationen finden sich in allen unseren Instituten, ja sie kennzeichnen die Max-Planck-Gesellschaft insgesamt: Wir pflegen Kontakte zu Partnerorganisationen von der Schweiz bis Israel, von China bis in die USA, von Argentinien bis Südkorea. Mit unterschiedlichen Instrumenten. Seien es flexible Max Planck Center mit einer Laufzeit von gut 5 Jahren oder auch einige Max-Planck-Institute im Ausland, so in Italien, Niederlanden, USA und hoffentlich bald auch in Luxemburg. Die Besonderheit der drei letztgenannten ist, dass sie vom jeweiligen Sitzland gefördert werden: in den Niederlanden zu einem Viertel, in den USA für eine Aufbauphase von 10 Jahren und in Luxemburg ist eine dauerhafte 100%ige Finanzierung durch das Großherzogtum vorgesehen.

Die Internationalität der MPG spiegelt sich aber nicht zuletzt in der Zusammensetzung der Forscherteams an den Max-Planck-Instituten wider. Sie brauchen nur die Internetseite dieses Instituts zu öffnen. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die Sie gleich auf der Homepage kennenlernen können, kommen aus Pakistan und Spanien, Japan und Syrien, Italien, Kanada und den USA. Ein Drittel der Max-Planck-Direktoren, 50 % der Doktoranden und 90 % der Post Doc kommen aus dem Ausland – eine echte Besonderheit unserer Gesellschaft.

Damit sind wir in der Gegenwart – und wie eingangs betont und dann ausgeführt - hat die Herkunft einen großen Anteil daran. Ohne sie gebe es auch keine Zukunft. Das ist einer der zentralen Gründe, Jubiläen zu feiern.

Sich über sich selbst vergewissern, heißt aber auch zu bilanzieren: 50 Jahre nach der Gründung des Max-Planck-Instituts für Immunbiologie bleibt deshalb auch festzuhalten:

Das Institut ebenso wie die Max-Planck-Gesellschaft insgesamt haben ihr Gesicht immer wieder verändert: Wir sind gewachsen, sehr viel internationaler, sogar selbst auf der Direktorenebene etwas weiblicher geworden – auch wenn es hier noch viel zu tun gibt –, hoffentlich auch hier am Institut! Wir haben beständig Forschungsthemen aufgegeben und neue aufgenommen. Teils mussten wir uns an die Gegebenheiten der Zeit anpassen, aber vielfach haben wir neue Wege bereitet für die Organisation von Forschung und für die Forschung selbst. Aber wir sind uns in einem treu geblieben: In der Exzellenz der Forschung und der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die an neuen Erkenntnissen arbeiten.

Ich bin allerdings sicher, liebe Kolleginnen und Kollegen: Sie werden die Erkenntnisse über Immunbiologie und Epigenetik grundlegend weiter vorantreiben und auch künftig an vorderster Front der Forschung exzellente

Arbeit leisten. Auf jeden Fall wird das Institut einen neuen Blickfang bekommen: nämlich die römische Göttin der Wissenschaft und der Weisheit, Minerva. Die Max-Planck-Gesellschaft hat – wie Sie wissen – das römische Sinnbild übernommen. Von einer der schönsten Minerva-Büsten, die der Bildhauer Myron etwa 440 vor Christus geschaffen hat, haben wir Reproduktionen anfertigen lassen.

Und weil ich mit Wilhelm Busch weiß, dass der Onkel, der was mitbringt, immer besser ist als die Tante, die Klavier spielt (oder eine Rede hält), schenke ich Ihnen zum goldenen Jubiläum diese Büste. Ich hoffe, Sie wird die Wissenschaft am Institut weiterhin beflügeln....

Noch einmal alles Gute und viel Erfolg für die Zukunft!